

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 11

Artikel: "Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar..."
Autor: G.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666946>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf einer Wanderung.

In ein freundliches Städtchen tret' ich ein,
 In den Straßen liegt roter Abendschein.
 Aus einem offenen Fenster eben,
 Über den reichsten Blumenflor
 Hinweg, hört man Goldglockentöne schweben,
 Und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor,
 Daß die Blüten beben,
 Daß die Lüfte leben,
 Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor.
 Lang hielt ich staunend, lustbekommen.
 Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
 Ich weiß es wahrlich selber nicht.
 Ach hier, wie liegt die Welt so licht!
 Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
 Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch;
 Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!
 Ich bin wie trunken, irreführt —
 O Muse, du hast mein Herz berührt
 Mit einem Liebeshauch!

Eduard Mörike.

„Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar . . .“

Meine Eltern waren blutarme Kleinbauersleute in einer der entlegensten Gegenden des Kantons Zürich, wo selbst der Boden konservativ ist und alles treu hütet und erhält, was andernorts längst der Vergessenheit anheimfiel. Die Eltern hielten zwei Rühlein und bearbeiteten ein Gewerblein, dessen Äcker und Wiesen zerstreut an zum Teil weit entfernten Talhängen lagen. Obschon Vater und Mutter sich treulich mühten und im Schweiß ihres Angesichtes die steinigen Äcker und die im Waldschatten liegenden Wiesen bebauten, mußten sie doch schon in jungen Jahren einsehen, daß sie es trotz treuester Pflichterfüllung „nie zu etwas bringen“ könnten. „Wir sind dazu bestimmt, untendurch zu gehen,“ sagte die Mutter oft. Wir hatten manchmal wochenlang keinen Rappen bares Geld im Hause, ab und zu auch kein Brot, aber ich kann mich nicht erinnern, daß wir deswegen unglücklich gewesen, daß darob der Friede des Hauses gestört worden wäre oder die Eltern etwa mit „Leichenbittermienen“ herumgegangen wären. Man schickte sich eben ins Unvermeidliche. Unter keinen Umständen hätte man die Not jemandem geklagt, oder wäre gar jemanden um eine Unterstützung angegangen. Eltern und Kinder waren eben außerordentlich anspruchslos. Die Kleider wurden „sauber und

ganz“, aber jahrelang getragen. Ich erhielt während der fünfzehn Jahre, die ich im Elternhause zubrachte, insgesamt drei Anzüge: den ersten aus „Eberhaut“, den zweiten aus „Manchester“ und den dritten aus Halblein. Daneben mußte ich die Kleider eines älteren Bruders austragen, die jeweilen stark „abgeschossen“ waren, wenn er sie endlich an mich abtrat. Sehr sparsam wurde auch mit dem Schuhwerk umgegangen. Vom Frühjahr bis in den Spätherbst hinein liefen wir barfuß und froren, besonders an kühlen Herbsttagen, oft empfindlich an die Füße, wenn wir an nebligen Morgen beim Kartoffelaushacken helfen oder abends auf den verschatteten Wiesen am Walde die Rühle hüten mußten. In Martini durften wir Buben ab und zu in einem benachbarten Landstädtchen den Jahrmarkt besuchen. Die Eltern gaben uns regelmäßig zwanzig Rappen Taschengeld mit, also einen äußerst bescheidenen Betrag, aber es besetzte uns dennoch ein Glücksgefühl sondergleichen. Der Vater rauchte mittags und abends, wenn er vom Felde heimgekehrt war und die Stallgeschäfte besorgt hatte, gerne eine Pfeife Tabak, begnügte sich jedoch Zeit seines Lebens mit „Ripplitubak“, von dem das halbe Pfund damals zwanzig Rappen kostete.

Wir Buben gingen den Eltern an die Hand,

wo wir nur konnten. Wir suchten im Frühling „Maieriesli“, im Sommer Erdbeeren und Heidelbeeren in den weiten Wäldern der Heimat und Ende August Brombeeren an den Feldhagen und am Walbrand — Sachen, die wir meist einer Händlerin verkauften, gelegentlich aber auch auf vierstündigem Wege nach Zürich trugen, um sie daselbst etwas vorteilhafter an den Mann zu bringen. Zur Erntezeit lasen wir Ähren auf auf den abgeernteten Äckern begüteter Bauern — auf denjenigen der Kleinbauern gab es nichts zu suchen. Über den Winter holten wir im tiefverschneiten Walde dürres Holz, das infolge heftigen Sturmes oder Schneefalls von den Föhren und Tannen heruntergefallen war. Ab und zu dienten wir auch vermöglichen Bauern mit allerlei Hantierung. Wir mußten ihnen zum Beispiel beim „Ackerfahren“ das Pfluggespann treiben, im Herbst auf „brüchigen“ Bäumen, wo der Eigentümer sich nicht auf die Äste hinauswagte, die Äpfel und Birnen herunterholen und nach dem „Mostet“ und „Wümmet“ in den Kellern in die größeren Fässer hineinschlüpfen, um diese inwendig mit groben Reissbürsten zu reinigen. Weil die Bauern diese Arbeit nicht selbst besorgen konnten, gönnten sie uns dabei entgegen ihrer sonstigen Gepflogenheit ab und zu ein freundliches Wort und belohnten uns dann und wann mit einem Zwanzigrappenstück, statt mit den üblichen gedörrten Birnen, Apfelschnitzen oder rohen Früchten.

Bei der Bestellung der Getreideäcker ging mein Vater immer mit großer Liebe und Sorgfalt zu Werke. Er düngte und pflügte sie äußerst sorgfältig, säte guten Samen in die Furchen und schaufelte zuguterleht jedes Krümchen Erde, das beim Pflügen auf die Straße hinaus geraten war, wieder in den Acker zurück. Er handelte also gemäß des Sprichworts: „Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker wieder.“ Bevor wir abends nach Hause zurückkehrten, sprach er, indem er sein Auge nochmals über den bestellten Acker hinschweifen ließ, mit einer gewissen Feierlichkeit und Andacht die Worte: „Jetzt walt' Gott!“ Er war sich dessen bewußt, daß nach seiner Hände Arbeit zum Gedeihen der Saat Gottes Sonne und Gottes Regen nötig waren. Die Sonntage waren für meine streng ins Joch der Pflicht gespannten Eltern die Sterne ihres Lebens, die Tage, an denen sie, wie Gotthelf sagt, über Vergangenes und Zukünftiges nachdachten und Gott dankten, daß

er ihnen schon so manches Mal aus der Not geholfen. Es bereitete dem Vater eine stille Freude, am Sonntagmorgen mit seinen Buben an den Roggen- und Weizenäckern hinzuschreiten. Die Sonne schien dann hell auf die in zartem Grün wogenden Felder, und von der alten Dorfkirche am stillen Bergeshang klangen die Glocken sonntäglich-feierlich herüber. Der Vater fand keine Worte für die Poesie der feiertagsstillen Felder, deren ungezählte manns hohe Halme im Winde leise wellten und herrlich aufleuchteten, aber er spürte deren geheimnisvolles Walten. Eine stille Freude erfüllte den in sich gefehrten Mann, wenn unter der Einwirkung fruchtbareren, göttlichen Wetters alles gut im Felde stand. Wenn die Getreide- und die Kartoffelernte günstig ausfielen, so war sein Herz voll stillen Dankens, und was will der Mensch mehr? Dann nahm er seine Bürde gestrohten Mutes wieder auf den Rücken und trug sie durch den harten Werktag, bis abermals ein Feiertag kam.

Als der Vater frühe starb, war die Ob Sorge für Kind, Stall und Feld ganz der Mutter überbunden. Sie mußte nun ihre Kräfte verdoppeln, und sie tat es ohne Klage. Während der strengsten Arbeiten im Heuet und in der Ernte stand ihr ein naher Verwandter, so oft es dessen eigene schwere Arbeit zuließ, treu zur Seite, und später konnten ihr die eigenen Buben hilfreich an die Hand gehen. Sie machte mit uns Kindern nicht viele Worte; die harte Arbeit und die stete Sorge hatten sie etwas wortkarg und in sich gefehrt gemacht. Sie war aber nicht, wie man zu sagen pflegt, zerfallen mit Welt und Zeit und durchaus kein Griesgram. Ja, zuzeiten konnte sie recht fröhlich mit uns sein. In der Erziehung machte sie nicht viel Wesens. Sie verlangte von uns Fleiß, absolute Wahrhaftigkeit und strenge Rechlichkeit — woran wir Buben es immer wieder fehlen ließen —, und ließ uns daneben in unserem kindlichen Gehaben so viel Freiheit, als unter unseren Umständen möglich war. Als ich später Gottfried Kellers „Regula Anrain“ kennen lernte, mußte ich bei mancher Stelle an meine Mutter denken.

Wenn sie über den Winter mit Spinnen beschäftigt war, sang sie uns mit ihrer reinen und hellen Sopranstimme die schweizerischen Volkslieder, vor allem die zürcherischen, aber auch solche aus den Kantonen Aargau, Bern usw. Als Otto von Grenerz vor Jahren die gesamt-

melten, schweizerischen Volkslieder im „Röselgarten“ herausgab, mit den prächtigen — an Heimat, Jugend und Liebe erinnernden — Bildern von Rudolf Mürger, wurde ich wieder an all jene Lieder erinnert, die uns die Mutter vor bald fünfzig Jahren gesungen. Ich hörte ihr beim Singen immer angepannt zu, ob schon ich damals noch nicht wußte, daß im Volksliede das geheime Weben und Walten der Volksseele einen ergreifenden Ausdruck gefunden — daß das Volkslied singt von dem, was unsere Väter geliebt und gelitten, daß das Sehnen ganzer Geschlechter in ihm einen seltsam zu Herzen gehenden Widerhall gefunden. Mit Vorliebe sang die Mutter: „O du liebs Ängeli, Rosmaristängeli“, „Wie die Blümlein draußen zittern“, „Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin“, „Steig hinauf auf hohe Felsen, seh' hinab ins tiefe Tal“, „Schön ist die Jugend von zwanzig Jahren“, „Härz, wohi zieht es di?“, „Dur d' Bächlimatt gah-n-i durab, brich luter Widänke (Schlüsselblumen) mir ab“, und

„'s isch mer mängisch so bang ums Härz,
 's druckt mi und macht mer Schmärg.
 Weiß nüd, wohi.
 Dänke truurig im Chämmerli,
 Wenn i alleini bi:
 Wärisch doch tod!
 Es lacht mir Arme doch nie en Stern,
 's Glück blibt mer eister fern;
 's mag mi halt nüd.“

Am Sonntagnachmittag ging die Mutter während der besseren Jahreszeit regelmäßig in den Garten, wo sie mit viel Geschick und Liebe die herkömmlichen Bauernblumen zog: den Majoran, den Lavendel, die „brennende Liebe“, die Viole (Maienägli, Goldlack), eine Art sehr wohlriechenden, blütenlosen Geraniums, den „Zypereß“ und andere. Sie betrachtete die Blumen, ordnete dieses und jenes in den Beeten und setzte sich dann mit der Bibel, die ihre fast einzige Lektüre bildete, auf die Holzbank unterm Holderbaum. Das Wort Gottes bildete für sie Stütze und Stab, Trost und Halt in allen Fährden und Nöten des Lebens. Und es war ihr deshalb ein herzliches Anliegen, daß auch ihre Kinder allezeit beim Wort Gottes bleiben möchten. Sie lebte bis vor zwei Jahren in unserem Heimathaus und wartete als achtzigjährige Frau im einsamen Stübchen seit zehn Jahren auf den Tod. Als dieser eines Tages bei ihr anklopfte, tat sie ihre treuen Augen zu

im festen Vertrauen auf ihren Erlöser. Bei ihrem Begräbnisse las der Geistliche unter anderem den neunzigsten Psalm mit den tiefsinnigen, wahren Worten: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.“

Die Erinnerung an brave Eltern, die Anspruchslosigkeit und die Zufriedenheit in den bescheidensten Verhältnissen und die Liebe zu Natur und Heimat bilden Lichter, die mir in der Jugendzeit aufgegangen sind und meinen ganzen bisherigen Lebensweg erwärmt und erhellt haben.

Über die Erinnerung an die Eltern habe ich nichts weiteres beizufügen. Dagegen seien mir noch einige Worte gestattet zu den beiden andern Punkten. Im Elternhause lernte ich von frühester Jugend an die größte Sparsamkeit kennen und die Zufriedenheit, trotz mannigfaltigster Entbehrungen, trotz Kummer und Sorgen aller Art. Die Anspruchslosigkeit ist mir damals so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß ich im Laufe von fünfzig Jahren kaum einmal irgendwelche Ansprüche gestellt hätte an Nahrung oder Kleidung. Ich habe auch nie begehrt „in Gesellschaft“ oder an Anlässe zu gehen. Ja, es gibt für mich kaum etwas Weinlicheres, als die Teilnahme an einer Veranstaltung, wo viele Menschen zusammenkommen. Ich gerate dabei nicht „in Stimmung“, wie so mancher andere, sondern fühle mich von Gott und aller Welt verlassen und habe das niederdrückende Gefühl, meinen Willen, meine Selbständigkeit und Freiheit, kurz, mein eigenes Ich preisgeben zu müssen. Mit diesen Worten möchte ich durchaus keinen Stein werfen nach anders gearteten Menschen. Aber ich bin überzeugt davon, daß die die ganze Welt beschäftigende und in Atem haltende soziale Frage leichter gelöst werden könnte, wenn hinsichtlich der Anspruchslosigkeit die Menschen vom Schlage meiner Eltern die Mehrheit bildeten. Ich bin mir wohl bewußt, daß das soziale Problem das schwerste ist, das die Menschen beschäftigt, ein Problem, das vermutlich auch von den kommenden Geschlechtern nicht gelöst werden kann. In meinem Elternhause war Zufriedenheit trotz großer Armut. Heute herrscht in weiten Kreisen unserer Bevölkerung Unzufriedenheit, ob schon man an den wenigsten Orten so arm ist, wie es meine Eltern wa-

ren. Ich schließe daraus, daß das soziale Übel nicht allein in den Zuständen der Welt, sondern vor allem auch in den Zuständen der Seele seinen Sitz hat, und daß die soziale Frage am ehesten gelöst werden könnte durch eine Änderung der inneren Einstellung bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Aber hievon scheinen wir heute leider entfernter zu sein als je.

Neben der Anspruchslosigkeit bildete die Liebe zu Natur und Heimat ein Licht, das meinen Lebensweg unaufhörlich erhellt hat. Sie bot mir tiefe und reine Freuden und beseligte mich, wie wenig anderes. Ich bin überzeugt, daß keiner von denen, die Freude und Liebe zu Natur und Heimat haben, je ganz arm werden kann.

Wie es Menschen gibt, von denen man nie wieder lassen kann, wenn man sie einmal liebgewonnen hat, so geht es einem mit gewissen Landschaften. Es sind Gegenden, die eine gewisse Gemütsstimmung ausdrücken. Zu diesen gehört unter anderem die etwas schwermütige Hügelandschaft meiner Heimat mit ihren Wald-einsamkeiten, schmalen Wiesentälern und gol-

denen Ackerbreiten. Klar und hell eilen aus dem dunklen Grunde der Wälder und dem helleren der Wiesen die plätschernden Bäche herunter, immer mit sich sprechend wie Kinder, die beim Krämer etwas holen müssen und den Auftrag unterwegs immer wieder vor sich hertragen.

Ich verlebte den größten Teil meines Jugendlebens in Feld und Wald und wurde deshalb frühe vertraut mit der Natur. Ich schlenderte im Frühling dem murmelnden Bach entlang, fand in feuchten Gründen die erste goldene Schlüsselblume, auf besonnten lichten Waldplätzen den hyazinthenartig duftenden Zilander (Seidelbast); ich hörte im Ufergebüsch den Zaunkönig, am Waldrand die Drossel und drinnen im Lann die seltsam lockende Turteltaube. Ich freute mich am sehnsuchtsvollen Schimmer, der über der erwachenden Frühlinglandschaft lag, an der „geheimnisvollen Verschleierung und Erwartung“, an der ersten weißen Wolke, am Frühlingwind, der in die neuerwachten Birken und Haseln fuhr. Das alles zog nur wie ein unbestimmtes Ahnen durch mein Herz,



Mittihof bei Höngg (Zürich).

Phot. P. Eschmann, Zürich G.

denn der tiefere Sinn für die Poesie der erwachenden Frühlingsseele war mir damals noch nicht erschlossen. Ich fühlte im Sommer beim Beerensuchen etwas vom geheimnisvollen Weben des Sommerwaldes, empfand die brütende Schwüle über den Ackerbreiten, wo ein leiser Windhauch in Wellen über den gelbwerdenden Weizen hinstrich, aus dem in satten Farbentönen der rote Mohn, die blauen Hyänen und die violetten Kornraden hervorgrüßten. Ich vernahm am reifenden Kornfelde das Grillengezirp, das Insektengeschwirr und den Wachtelschlag. Ich achtete im Gewittersturm auf das Spiel der bewegten Eichenblätter und lauschte ihrem geheimnisvollen Rauschen. Wenn ich an Septembertagen an den Feldhagen und Wald-rändern Brombeeren suchte, beglänzte die milde Frühherbstsonne nebst den Brombeeren auch die Beeren der Pfaffenhütchen, des wilden Schneeballs und des schwarzäugigen Ligusters und die Septemberseide, die von einem Busch zum andern gespannt war. Zur Zeit, da wir die Kartoffeln ernteten, lag des Morgens dichter Nebel über den Feldern. Über und über voll waren die Furchen, Stoppeln und Stauden

von Fäden und Regen. Um die Mittagszeit brach die Sonne durch, tauchte die Welt noch einmal in Glanz und Duft und erwärmte unsere halb erstarrten Hände und Füße. kamen wir im November in den Wald, um dürres Holz zu sammeln, so hörten wir das Regenlied in den entlaubten Buchen. Und wie freute uns erst der Winterwald, wenn die Sonne in tausend und abertausend Schneekristallen glitzerte und die weißvermummten Tännchen voller Weihnachtsahnung dastanden.

Was man mir auch an Schönerm bieten wollte, nie würde ich die weltfernen Berge und Täler, nie die Kornfelder, nie die Tannen, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie das stille Vaterhaus vergessen. Je älter ich werde, um so öfter gehen mir die Worte Adalbert von Chamisso durch den Sinn: „Ich träum' als Kind mich zurücke,“ ganz besonders aber diejenigen des meines Erachtens tiefsinnigsten, unvergeßlichen deutschen Gedichtes:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
was mein einst war!“ ... G. B.

Nachtbuobeliedli.

Singt d' Mustig use Gngebank,
Ist wyt und breit keis Matkli chrank
Und Gält i alle Secke.
Chum Seppeli, mer nend ä hüt!
Und stimmer nu kei Hochstglüt,
Mer wend is nüd verstecke.

Und wo dr Guli 's erstmol chrächt,
Wie 's Seppeli a räuke fät, —
Keis Röseli ist röiter.
Dr Guli ist zuom andre cho.
Gschwind, Seppeli, wend heizuogoh! —
Gottsname dä, du Röiter!

Dr Guli chrächt zuom drittemol.
O Seppeli, wie mag di wohl!
Mer wend ächly verchuole.
Nei, bhüötis, wän is neimer gseht!
My Muotter ist nu nüd is Bett;
Tuot gwüß nu Sydis spuole.

Ah, Seppeli, was knt üs das.
Chum, gruob ächly is Bäsgras
Und red nüd aslig Sache!
Ach neiau, laß mi hei is Dorff!
My Muotter hät kei herte Schloff.
Tuot gwüß scho 's Kaffee mache.

Dr Hüöl* hät zuom Fuchsli gsait:
Wer zwängt und grochset au dur d' Weid?
's goht über die ganz Urde.
Se, sait duo 's Fuchsli, weiß 's halt nüd;
's lauft gwüß ä armi Seel dur's Gstüüd,
Wett gare sältig wärde.

Meinrad Dienert.

* Nachteule.